


HERDFLAMMEN

BALTISCHES HAUS- UND JUGENDBLATT.



Bezugspreis: Für ein Vierteljahr: 75 Mt. Ausland 105 Eml., Deutschland 1,00 Eml., Lettland 75 Rbl. Die Leitungen der deutschen Schulen in Estland und Lettland erhalten bei Sammelbestellung und Vereinerung an eine Adresse auf je 5 Bestellungen ein Freieigenplar. Anzeigenpreis: für 1 mm der Anzeigenpalte 2 Mt. (Ausland 3 Mt.; 2 Rubel). Schriftleitung: Sellin, Kleine Straße 11. Geschäftsstelle: Nevaler Bote, Neval, Raderstr. 12.

Eingelnummer 30 Mt. Manuskripte, die für die Schriftleitung bestimmt sind dürfen nur auf einer Seite des Blattes beschrieben sein. Name und Adresse des Verfassers sind anzuzeigen. Die Schriftleitung behält sich das Recht vor, Kürzungen und Änderungen vorzunehmen. Einwendungen ohne Angabe von Honorarbedingungen gelten als honorarfrei.

Erscheint einmal monatlich.

Nr. 3

Neval, 1. März 1926

3. Jahrgang

Das Interesse an der Sache, das allein den Schulfleiß adelt, besteht darin, daß ein Mensch den Trieb hat, spontan und selbständig seine Erkenntnis zu erweitern.
Gregor v. Glasenapp.

An unsere Abiturienten.

Von Direktor A. Behring = Sellin.

Wenn ich die lange Reihe von Knaben und Mädchen, die ich in 24jähriger ununterbrochener pädagogischer Tätigkeit durch die Schule habe höher klimmen sehen, überblicke, so verschwimmt der größte Teil zu einer grauen Masse. Ihre Namen sind meinem Gedächtnis entschwunden, und Wissenschaft und Leben haben keine Veranlassung gefunden, sie mir in Erinnerung zu rufen. Zu ihnen gehören auch solche, die in der Schule „Lichter“ waren, dann aber sehr bald aufhörten zu „leuchten“.

Es hat aber auch solche gegeben — und ihre Zahl ist nicht klein —, die nach beendeter Schulzeit einen schnellen, ja, geradezu schwindelerregenden Aufstieg nahmen und deren Namen bald in aller Munde waren. In der Schule konnten sie dabei Durchschnittsschüler sein oder gar unter dem Durchschnitt stehen.

Wie erklärt sich das?

Bevor ich hierüber meine Meinung sage, will ich ein Beispiel aus einem anderen Gebiete heranziehen.

Einige Unternehmer pachten ein Stück Land, mit der Absicht, den größtmöglichen Nutzen aus ihm zu ziehen. Jeder erhält seinen Anteil, und alle machen sich — unabhängig voneinander — an die Arbeit. Am schlimmsten ist derjenige dran, der seinen Acker verwildern läßt, besser diejenigen, die ihren Anteil zum Getreideanbau oder zur Gartenanlage ausnutzen, am besten derjenige, der beim Umstürzen des Ackers die schmale Ader eines wert-

vollen Minerals, das darin eingebettet war, entdeckt.

Übertrage ich dieses Bild auf die Schule, so ist unter den Schülern derjenige am besten dran, der — entweder selbst oder mit Hilfe verständnisvoller Erzieher — zeitig in sich die schmale Goldader entdeckt, die seinem ganzen Leben Ziel und Richtung gibt.

Warum sind nun diese Schüler am besten dran? Das Jahr hat 52 Wochen, hiervon entfallen bei uns etwa 16 Wochen auf Ferien. Rechnen wir die Sonntage der Schulzeit und die nach Schule und Hausvorbereitung nachbleibenden freien Stunden hinzu, so hat der Schüler im Laufe von 11 Schuljahren mehr als die Hälfte, etwa 6 Jahre oder jährlich 190 Tage für sich.

Und hier liegt nun die Möglichkeit vor, den Acker entweder verwildern zu lassen oder an- und auszubauen.

Der Unglückliche, der seine spezielle Begabung nicht erkennt, treibt albernes Zeug oder belästigt seine Umgebung mit der Frage: was soll ich tun? womit könnte ich mich beschäftigen? Er schlägt sich 6 Jahre seines Lebens um die Ohren, dazu Jahre, in denen der Mensch am empfänglichsten und aufnahmefreudigsten ist. Und ist das Abiturium gemacht, dann muß — Mephistopheles raten, welche von den Fakultäten zu wählen wäre.

Derjenige, der sein Spezialinteresse frühzeitig erkannt hat und es pflegen will, kann die freie Zeit nicht abwarten, die Zeit, da er den Vogelstimmen lauschen, in alten Grammatiken stöbern, einen Me-

tallbecher drehen, ein Ornament studieren, an einer Ausgrabung teilnehmen oder die Welt auf die Bromsilberplatte bannen kann.

Immer muß ich an Goethes herrlichen Ausspruch denken: „Eines recht wissen und ausüben gibt höhere Bildung als Halbheit im Hundertfältigen.“ Das Merkwürdige dabei ist, daß derjenige, der eines „recht weiß und ausübt“, auch für das andere, oft ihm ganz Fernliegende, einen viel nüchterneren und besonneneren Blick hat, als der Dilettant im Hundertfältigen.

Wo bleibt denn aber die „Allgemeinbildung“, wo bleibt die Schule? höre ich fragen.

Wenn die Schule nur des Zeugnisses und der Berechtigungen wegen besucht wird, dann bleibt sie in dieser Betrachtungsweise fort.

Treibt jedoch die Schule durch das Vielerlei, das sie vor dem Schüler ausbreitet, durch den Hinweis auf alles das, was wertvoll sein kann, den Schüler zu sei n e m E i n e r l e i hin, zeigt ihr heller Sonnenstrahl seiner dunkel tappenden Seele, wo das Schwergewicht seiner Begabung liegen könnte, so daß er wie Achilles sofort sei n Liebling s g e r ä t herausfindet, dann gehört sie hierher.

Deswegen ist die preußische Forderung, ungenügende Kenntnisse in einem Fach durch genügende in einem anderen auszugleichen, nur allzu berechtigt.

Schulen, die außerhalb des vollgerüttelten Maßes an Schulstunden den Schülern die Möglichkeit geben, Sport und Musik zu treiben, Beseebende und dramatische Aufführungen zu veranstalten, im physikalischen, chemischen und naturwissenschaftlichen Kabinett zu arbeiten, am Schultino, Globoskop, an der Schreibmaschine und am Schapirographen tätig zu sein, Exkursionen mit der Kamera und längere Touren in den Ferien zu unternehmen usw., müssen oft von Eltern den Vorwurf hören, daß die Schule selbst die Kinder von der Schularbeit abziehe.

Und doch ist es nichts anderes, als das Ausbreiten des W i e l e r l e i, damit der junge Achilles sich sein E i n e r l e i wähle und dafür entscheide.

Bernünftige Erzieher werden dem Schüler von dem e i n e n starken Interesse, das ihn beherrscht, leicht den Zugang auch zu den anderen Interessen öffnen, soweit sie zur „Allgemeinbildung“ und damit vielleicht auch zum „Zeugnis“ gehören.

Jedenfalls leichter als einem, der a l l e s zwangsmäßig lernt.

Wirklichen Wert hat — wie das Motto unserer heutigen Nummer es so schön sagt — nur das f r e i w i l l i g und s e l b s t ä n d i g Erarbeitete. Für den Menschen und die Menschheit.

Die Zahl der Zeugnisse wird dabei vielleicht abnehmen, die Zahl der Talente wird zunehmen. Die Hochschule wird an „Hörern“ ärmer, das Leben an Tälern reicher werden. Die „Hörer“ der Hochschule werden aber zu Forschern und zu Mehrern unserer Kulturgüter werden. „Man pflegt — sagt Karl Ernst v. Baer —, wenn jemand eine akademische Lehrtätigkeit beginnen will, in einer Prüfung sorgfältig den Umfang seines Wissens festzustellen. Man sollte lieber festzustellen suchen, ob er schon Mächte

schlaflos verbracht hat, um über eine Frage ins Klare zu kommen.“

„Aber die Zeugnisse, die Zeugnisse,“ höre ich die ganze Zeit rufen, „man kommt doch heutzutage ohne Zeugnisse nirgends an.“

Schlimm genug, wenn es so wäre. Aber es ist nicht so. Noch immer hat eine Empfehlung von einem Menschen, auf dessen Urteil man Wert legt, ihre Wirkung getan. Ja, sie ist in v e r a n t w o r t u n g s v o l l e n Stellungen mehr wert, als alle Diplome. Und wo ein starker W i l l e dahinter steckt, hat sich noch immer ein W e g gefunden. Es sind letzten Endes immer m o r a l i s c h e Qualitäten, die entscheiden.

Ich schließe wiederum mit Worten Goethes aus seinen prächtigen „Wilhelm Meisters Wanderjahren“:

„Narrenpoffen sind eure allgemeine Bildung und alle Anstalten dazu. Daß der Mensch e t w a s ganz entschieden verstehe, vorzüglich leiste, wie nicht leicht ein anderer in der nächsten Umgebung, darauf kommt es an.“

Diese Nummer bringt einige statistische Daten zur Berufswahl und ein paar Bilder zu dem „Etwas ganz entschieden Verstehen.“

Aus einem Stellenvermittlungsbüreau.

Meine Klienten sind meist weiblichen Geschlechts. In der Zeit des Gründertums, also etwa vor 3—4 Jahren, wurden oft Maschinenschreiberinnen, Laufburschen, auch gelegentlich Kassiererinnen, Buchhalter usw. verlangt. Jetzt nie mehr. Ebenso habe ich viel landsche Hauslehrerinnen abgeben müssen in der Zeit, wo die Agrarreform noch nicht durchgeführt war. Jetzt leisten sich den Luxus von Erzieherinnen und Bonnen meist nur Juden. Deutsche Besteller kommen kaum mehr in Frage. Der Jude bestellt meist mit Französisch und Musik (Klavier) — ein Typus der Erzieherin, der während der Optierungszeit oft vorkam, jetzt aber fast verschwindet. Deutsche Familien bestellen oft Alleindienende. Wenige reichere Familien halten sich noch 2 Dienstboten, eventuell auch noch eine Bonne. Eine Bemerkung, die ich leider nicht unterdrücken kann, ist, daß deutsche Menschen, die sich für H a u s a r b e i t und dergl. melden, meist nicht zu empfehlen sind, so brauchbar sie als Hauslehrerinnen, Erzieherinnen, Bonnen usw. sind.

Überlaufen wird man ja jederzeit von allerlei Arbeit suchenden, aber am schwersten merkte man die Not während der Optantenüberflutung. Einen großen Teil von all den vielen, die sich melden, kann man nicht annehmen — oder man notiert sich, ohne Geld dafür zu nehmen, für alle Fälle ihre Adresse. Meist ist das Auge schon so geübt, einem Menschen anzusehen, ob er sich für die Arbeit, zu der er sich meldet, eignet. Gibt man sich dazu her, Menschen nur aus gutem Herzen zu helfen, so fällt man mei-

stens dabei herein. Es kann dann sogar geschehen, daß man nachher in der Zeitung liest, daß verzweifelte Mädchen, dem man eine Stelle verschafft, die sie nach 2 Stunden wieder verlassen hat, habe sich durch Essigsäure vergiftet.

Ein besonders trauriges Kapitel bilden da all die vielen nach „Bildung“ Haschenden, mit denen später nichts anzufangen ist, weil es große Stellen nicht gibt und sie für die kleinen und einfachen sich nicht mehr eignen.

Zum Schluß eine kleine statistische Probe vom Januar 1926:

	Bestellungen	Realisierung
Hauslehrerin	1	—
Lehrerin-Erzieherin . . .	1	—
Bonnen	9	6
Alleindienende	51	34
Köchinnen	13	11
Stubenmädchen	5	4
Wirtin	1	1
Einfache Magd	1	1
Geschirrwäscherin	3	3
Aufwärterin	6	6
Wärterin	4	4
Klinik	1	—
Gärtner	2	1

Aufs Land gingen: 5 Köchinnen, 1 Alleindienende, 1 einfache Magd.

Aufs Land wird im allgemeinen ungern gegangen. Zuweilen ist mein Zimmer gefüllt, aber sie warten und hungern lieber und gehen doch nicht aufs Land, wobei es sich hier manchmal um gute Hausstellen handelt. Z.

Unsere Studenten.

In Deutschland u. Osterreich studieren 414 Balten (394 männliche und 20 weibliche). Fach: med. 49, jur. 18, rer. pol. 23, merc. 4, cam. 1, hist. 5, phil. 31, zool. 1, agr. 12, forest 9, art. 5, chem. 39, ing. 104, geogr. 1, electr. 24, arch. 17, mont. 11, arch. nav. 5, mach. nav. 7, ing. arch. 24, med. dent. 1, rer. nat. 2, theol. 10, math. 2, unbekannt 9.

In Dorpat studieren 309 Balten. Fach: theol. 23, jur. 64, rer. pol. 43, med. 56, med. pharm. 10, philos. (dazu gehören Mtpphilologen, Germanisten, Historiker) 29, math. rer. nat. (Mathematiker, Physiker, Geologen, Minerologen, Botaniker, Zoologen, Geographen usw.) 36, chem. 29, Veterinäre 10, agr. 2, forest 7. K. M.

Im Jahre 1923

gab es laut einer Statistik des deutschen Volksesekretariats in Estland 129 männliche und 94 weibliche Abiturienten in deutschen Schulen.

Von den männlichen gingen 60 auf die Universität (die meisten — 14 — entschieden sich für Handelswissenschaft), 34 zur Technischen Hochschule (die meisten — 15 — entschieden sich für

Maschinenbau), der Rest entschied sich für praktische Berufe (Arbeiter in Fabriken, Apotheker, Kontorlehrling, Missionar, Musikschule).

Von den weiblichen gingen 17 zur Universität, die anderen entschieden sich für praktische Berufe (Musik, Kunstgewerbe, Kindergarten, Lehrerin (13), Erzieherin, Frauenschule, Krankenpflege, Schneiderei, Kontor (13), Buchhaltungskursus, Apotheke, Gesellschafterin, Schauspielerin, Hausarbeit; es heiratete — 1).

Im Jahre 1924

gingen von 104 männlichen Abiturienten 56 zur Hochschule, 15 zur technischen Hochschule. Praktische Berufe ergriffen oder blieben zu Hause 33 (Arbeiter in der Fabrik — 1, Landwirt — 2, Kaufm. Kontor — 5, Apotheker — 1, Bankangestellter — 4, im Brennschieferwerk — 1, Buchdrucker — 1, Hauslehrer — 1, Militär — 6, Musik — 1, Kunstgewerbe — 1).

Von den 110 weiblichen Abiturienten gingen zur Hochschule — 8, die übrigen: Musik — 3, Kunstgewerbe — 4, Lehrerin — 8, Pädagogik — 1, Erzieherin — 13, Krankenpflegerin — 4, Masseuse — 1, Apotheke — 4, Missionarin — 1, Haushalt — 4, Kontor 7, Bankangestellte — 2, Buchhaltung und Stenotypisten — 9, Handarbeit — 1, prakt. Landwirtschaft — 2, unbekannt — 38).

Im Jahre 1925

gingen von 111 männlichen Abiturienten 37 zur Hochschule, 10 zur technischen Hochschule. Die übrigen: Arbeiter in der Fabrik — 3, kaufm. Kontor — 7, Apotheker — 3, Bankangestellter — 1, Eisenbahnwerkstätten — 2, Hauslehrer — 4, Militär — 21).

Von den 78 weiblichen Abiturienten gingen zur Hochschule — 14, die übrigen: Musik — 1, Kunstgewerbe — 1, Kindergärtnerin — 2, Kinderfräulein — 1, Lehrerin — 3, Pädagogik — 1, Erzieherin — 2, Krankenpflegerin — 2, soziale Frauenschule — 2, Zahnärztin — 1, Masseuse — 1, Haushalt — 3, Kontor — 1, Bankangestellte — 1, Buchhaltung und Stenotypisten — 4, unbekannt — 38).

Die Kulturverwaltung

arbeitet eben auf Grund des Katasters an einer Berufsstatistik. Sie wird entschieden Licht in die Zukunftsmöglichkeiten unserer heranwachsenden Jugend bringen.

Inzwischen wollen wir hier die Stimme eines Mannes, der viel auf diesem Gebiet gearbeitet hat, nicht ungehört verhallen lassen. Er schreibt uns:

„Mit den Berufsmöglichkeiten in der Gegenwart steht es leider sehr schlimm.

a) Vor akademischen Berufen raten wir dringend ab, da dieselben fast ausnahmslos überfüllt sind. Aussichten haben nur Pharmazeuten und

Veterinärärzte. b) Kontorstellen sind absolut nicht mehr zu haben; hier sind Scharen von abgebauten, gut eingearbeiteten Bürobeamten, die nichts neues finden. c) Wegen Unterbringung von Lehrlingen in offenen Geschäften haben wir vor einiger Zeit zusammen mit der Realer Kaufmannskammer einen Fragebogen versandt, auf welchen die Geschäfte uns ihre Bedürfnisse an Lehrlingen melden sollten. Das Resultat war leider gleich Null; wenn überhaupt geantwortet wurde, lautete die Antwort: wir sind froh, wenn wir unsere alten Angestellten nicht zu entlassen brauchen, an neue können wir bei der schlechten Geschäftslage gar nicht denken. d) Die Handwerker weigern sich, Lehrlinge zu nehmen, weil sie keine gesetzliche Handhabe haben, um die Jungen die 3-jährige Lehrlingszeit über bei sich festzuhalten.“

Diese Mitteilungen wollen besagen, daß die Zeiten ernst und schwer sind, daß übermäßiger Optimismus nicht am Platz ist und nur eine starke Konzentration und eiserner Wille zum Ziele führen können. Nunmehr ein paar Proben davon.

Lokomotiven!

Von G. L.

Der Traum eines jeden Jungen: auch mal „dort oben“ fahren zu können, vielleicht sogar selbst die Hand am Hebel zu halten!

Der Plan des Maschinenbaustudenten: die Maschine und die Arbeiter kennen zu lernen.

Die Arbeit des Lokomotivführers — verlangt Ausdauer, Energie und Verantwortungsgefühl.

Über den ersten Punkt ist nicht viel zu schreiben: ein jeder Junge könnte stundenlang von seinem heißen Verlangen sprechen, wenigstens einmal zu pfeifen; wenige aber können von ihren Lokomotivfahrten, zu denen sie gelegentlich mitgenommen wurden, erzählen, dafür aber — tagelang!

Der Student denkt schon etwas anders; nicht: fahren, pfeifen, die Welt ansehen, sondern: arbeiten, das Wesen aller Maschinenteile, Hebel und Schrauben ergründen, die Strecke kennen lernen. Die „praktische Arbeit“ wird von jeder Hochschule verlangt (meistens 12 Monate) und viele Studenten gehen für einige Zeit auf die Maschinen. Man geht viel sicherer und wird auch eher angenommen, wenn man diese Arbeit erst nach dem dritten-vierten Semester erledigen will und wenn man vorher 6—8 Monate Werkstättenpraxis hat (als Schlosser, Modellstecher, Gießer, Dreher), als zukünftiger Lokomotivingenieur am besten in den Eisenbahnwerkstätten. Zur Zulassung zu den Lokomotiven muß man eine ziemlich scharfe Gesundheitsprüfung bestehen. Man kommt dann auf drei Tage als „Dritter“ auf eine Rangiermaschine (12 Stunden Dienst, 24 St. Ruhe). In dieser Zeit muß man sämtliche Signale des betr. Landes und der betr. Station kennen lernen. Keine leichte Arbeit! Darauf folgt die Prüfung zum Heizer (in Ostland „Maschinistengehilfe“ genannt). Sie ist im allgemeinen nicht schwer, man muß nur alle Sinne beisammen haben. Sehr beliebt sind nämlich Fragen,

Feuilleton.

Im Flugschiff nach Finnland und zurück.

Von Mirjam v. Mikwitz.

„Zu langsam geht mir alles Neben, in deinen Wogen springe ich, Sturm!“

Mit diesen Nietzsche-Gedanken bestieg ich an einem klaren Herbstnachmittage das Flugschiff. Man sitzt wie in einem eleganten, geschlossenen Auto in weichen, tiefen, ledernen Klubsesseln. Ich lehne mich zurück, sehe seitlich aus dem Fenster auf die Böte, auf denen der Hydroplan ruht, und warte. Wie wird es sein?

Der Propeller fängt an zu lärmern. Das Flugzeug wird von der Landungsbrücke abgestoßen. Wir schwimmen. Es geht in der Richtung auf Brigitten zu, etwas stoßweise, es ist, als könnte der große Vogel es selbst nicht abwarten aufzuziegen. Der Lärm ist so groß, daß man die eigne Stimme nicht hört. Der Propeller verstummt. Man wendet. Plötzlich setzt er mit erneuter Kraft ein. Man braust gegen den Wind. Weiß schäumt das Kielwasser — wann steigt man endlich? Fliegt man etwa schon? Ich sehe hinunter — kein Kielwasser! Wir fliegen! Man fühlt absolut nicht, daß man steigt, man sieht es nur.

Es geht gegen den Wind und in einer weiten Kurve über die Stadt. Das ist der schönste Anblick, den man während des Fluges hatte! Wie ein sauberes Spielzeug liegt die Stadt da, tief unter einem, mit ihren steilen roten Giebelbächern, ihren winkelförmigen Höfen, ihren grünen Baumgruppen und ihren vielen schlanken Türmen. Es geht nur leider so schnell über alles hinweg — kaum hat man das Bild erfasst, ist es auch schon wieder verschwunden!

Ach, die Johanniskirche, ½ Elle hoch! Wie zierlich! Ein Platz mit einem bunten Fleck in der Mitte? — ja so, der Freiheitsplatz — vorüber. — Der Dom — lauter rote Trichter — wie merkwürdig — die Torenhöfe! — Fort. — Die untere Stadt — wie rot sie wirkt — die Klaiskirche! Kaum 1 m hoch! Man könnte sie mit der Hand am Turm greifen und auf eine andere Stelle setzen. — Das Meer! Nur fliegt man längs der Küste; man sieht Katharinental, das Kloster Brigitten, die Mündung des Flusses wie auf einer Landkarte, so klein, so sauber, so flach. Der Wald wirkt ernüchternd, man sieht so von oben direkt in all seine Verborgenheit hinein. Wiems, der Wulfsund, rechts noch einmal Kokstar, dann nur die blaue See.

Wir fliegen durchschnittlich 600 m hoch. Sehr seltsam! Über dem Lande sieht man doch wenigstens, daß man fliegt, über der See fehlt jeglicher Maßstab. Weder fühlt man es, noch kann man beurteilen, wie hoch man ist. Man empfindet nur ein anhaltendes

in denen eine zweite Frage versteckt ist, die sich auf die Vorschriften bezieht. So wurde mir z. B. die Frage gestellt: Was machen Sie ganz zuerst, wenn Sie morgens um 8 Uhr zum Rangierdienst antreten? — Ich melde dem Depotdejourierenden, daß ich mich um eine Stunde verspätet habe! — Aber wenn Sie um 7 kommen? u. s. w. — Ein Wikbold antwortete auf obige Frage: Ich sehe mich nach einem Plaze um, wo ich meinen Brotkorb hinstellen kann! — Man muß eben auch Humor besitzen, sonst würde der Ernst des Berufes zu sehr auf die Nerven wirken. Aber — Scherz beiseite: eine halbe Stunde dauert nachher das Abfragen. Signale, Weichen, Verhalten bei besonderen Unglücksfällen u. s. w., u. s. w.

Als Heizer fährt man dann am besten 3 Wochen auf einer Rangiermaschine, 4 Wochen Güterzüge, 4 Wochen „Gemischte Züge“ und die übrige Zeit Personen- und Schnellzüge. Wenn man eine bestimmte Kilometerzahl (10.000) abgefahren und einen theoretischen Kursus durchgemacht hat, kann man sich zur Lokführerprüfung melden, damit ist aber noch nicht gesagt, daß man sie auch bestehen kann! Denn hier ist das Verhör und die Probefahrt ganz unglaublich scharf und eingehend. Der Prüfling muß faktisch jeden Augenblick an alles denken, und beim kleinsten Versehen ist er durchgefallen! Es wird eben geprüft, ob er die Gabe und die Nerven hat, diesen sehr schweren Beruf auch erfolgreich ausüben zu können.

Natürlich kommen hier auch die „Doppelfragen“ vor, z. B.

leises Rütteln, als stände man auf der Kommando-
brücke eines Riesendampfers. Tief unten leuchtet das Meer, wie eine blaue, leichtbewegte Scheibe mit kleinen weißen Schaumwellen bedeckt. Ein Segelboot von der Größe einer kleinen Haselnuß! Ein Dampfer von Daumeslänge! Da begreift man die Höhe! Wie weit, wie ungebunden, wie schrankenlos! Wie hätte sich Leonardo da Vinci gefreut, diesen Triumph zu erleben!

Man hat das Gefühl, als stände man in gleicher Höhe mit der Sonne, ihr gegenüber, und schaute mit ihr zusammen auf die herrlich glitzernde Welt hinab. Nie sah ich die Welt aus solcher Höhe! Wie neu die Lichteffekte! wie eigenartig die Wolken Schatten! Man ist nur Auge, nur Aufmerksamkeit. Man empfindet weder Körper, noch Raum, noch Zeit — man fliegt vielleicht schon Stunden? Tage? Wochen?

Über Finnland liegen Wolkenmassen in majestätischer Ruhe, blauschwarz und drohend, zu stolzen Festungswerken zusammengeballt, mit schwefelgelben Zacken, Kluppen und Zinnen.

„Wer wagt sich in unser Gebiet? Seid ihr Feinde? Und sie senden Herolde ab, kleine leuchtende Wolken lösen sich und fliegen in vornehmer Gelassenheit rechts und links am Riesenvogel vorbei.

Wie anders sieht die finnländische Küste aus! Grüne Inseln, rot umrandet. Was ist das? Das Land unter uns hebt sich plötzlich, der Horizont bäumt sich, die rotgrüne flache Scheibe richtet sich

Wohin leiten Sie zuerst den Dampf, wenn Sie anfahren wollen?

In die Zylinder.

Nein!

Richtig, bei Verbundmaschinen in den rechten Zylinder.

Auch nicht.

In den Schieberkasten?

Falsch!

In das Reglerrohr.

Ne.

In den Reglerkopf!

Denken Sie nach!

— — —

In die Dampfpeife!

Na selbstverständlich, Sie müssen doch zuerst das Signal geben! —

Auf der Probefahrt kommt es öfters vor, daß die Luftpumpe abgestellt wird, während man — nichts ahnend hinausfliehet. Die Folge davon ist, daß der Zug nach einigen Minuten stehen bleibt und daß man — durchgefallen ist. Man bekommt dazu noch einen geübten Führer zum Gehilfen, der den Befehl hat, nichts vorzunehmen, was der Prüfling nicht anordnet. Und wenn es dann heißt: heizen, so wird der „Gehilfe“ bestimmt die Holzhalgen kreuz und quer oder den Brennschiefer auf einen Haufen in die Heizkiste werfen und bis der Prüfling den Übelstand beseitigt hat, ist weder genügend Dampf noch Wasser im Kessel. Die Wasserstrahlpumpe des Heizers (auf jeder Maschine sind zwei Pumpen) funktioniert „natürlich“ nicht, die des Führers — auch nicht! Bis sich schließlich herausstellt, daß der

auf, tief unter uns liegt der Horizont. Sind wir denn schief? Ich seh mich um — alle Reisenden sitzen ruhig und senkrecht in ihren Sesseln. Ich blicke unter mich — es ist, als könnte man sich auf die schiefe Ebene setzen und hinuntersausen bis auf den Horizont. Das ist das Merkwürdigste, was ich erlebt habe! Man fällt in so scharfer Kurve, daß man absolut nicht empfindet, wie schief man fliehet. Es soll vorkommen, daß Flieger bei Nebel auf dem Rücken landen. Ich begreife es. So vollständig entschwindet einem jegliches Gefühl für die Richtung.

Ganz anders war die Stimmung beim Rückflug. Wie einen alten Freund begrüße ich den Hydroplan. Es ist 9 Uhr morg. Der Himmel ist bewölkt. Bleigrau in Perlmutterglanz liegt das Meer weit ausgebreitet da. Mattgelbe Sonnenflecke unterbrechen ab und an die zarte Farbeneinheit. In leichten Nebeldunst ist die Weite gehüllt. So dämmernd, so geheimnisvoll, so werdend, so ewig. Wie in den ersten Schöpfungstagen. „Der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser.“ Es ist der Tag, an dem die Feste geschaffen war, die das Wasser vom Himmelsgewölbe trennte. Das Wort „Es werde Licht“ ist nur eben gesprochen worden.

In einer halben Stunde waren wir wieder bei Rotskär, Wulf und den kleinen flachen grünen Inseln. Wir sinken beträchtlich. Ich unterscheide winzige Fischerhäuschen, Böte, Straßen; Bäume und Telephonstangen, sauber und braun. Eine Hand-

Examinator das Ventil am Tender in einem passenden Momente zuge dreht hat!

Wer also den Gedanken hegt, Lokführer zu werden, prüfe sich zuerst selbst, ob er auch wirklich dazu geeignet ist. Wenn man das Interesse dazu hat, so ist es aber das Schönste der ganzen „praktischen Tätigkeit“.

Wie ich mein Haus baute.

Was sollen wir tun? Sollen wir uns grollend zurückziehen? Sagen, mir ist alles genommen: meine Arbeit, mein Haus und Hof, ich kann das mir angetane Unrecht nicht ertragen; ich gehe fort. — Nein, nicht so: wir müssen von vorne anfangen, wieder aufbauen nach Baltenart. Wir müssen kämpfen! Von uns soll es auch heißen: Sie haben dennoch auf ihrer Scholle durchgehalten, sie haben ihre Bodenständigkeit wieder erkämpft. Der Staat ließ uns Baltenregimentskrieger eine Ansiedlerstelle, ein Hundertstel unseres früheren Besitzes, ein Stück Feld und Wiese, ohne Haus und Hof. Hier muß man von vorne anfangen, hier sein neues Heim schaffen. Der Bauplatz mit günstiger Lage für den Garten ist bald gefunden. Nun heißt es Pläneschmieden. Wie bau ich das Haus, wie den Stall, wie verteile ich die Zimmer, wie bau ich die Küche, die Ofen, die Treppe. Hier müssen alle helfen, jeder hat seine Wünsche. Man muß sich aufs äußerste einschränken, und doch muß alles Notwendige Platz finden. Man zeichnet und verwirft Pläne, und schließlich ist das Richtige gefunden. Überall heißt es selbst Hand anlegen, sonst geht es nicht. Material

beschaffen, Wald kaufen, Bäume fällen und führen, Balken und Bretter sägen. Bald kommt der Frühling und beginnt die eigentliche Bauarbeit. Auch hier gilt es nach Möglichkeit sparen, vergeben darf nur die Arbeit werden, die man nicht selber machen kann. Das Fundament wird vermessen, aufgehoben, mit Steinen gefüllt und gemauert, die Zimmer eingeteilt, die ersten Balken gelegt. Es ist ein freudiges Schaffen von früh bis spät. Jede Minute muß genutzt werden, denn auch das Feld will bestellt sein. Todmüde geht man abends zu Bett. Doch es schafft. Sichtlich wächst der Bau. Dann kommt das Richtfest: fröhlich weht der Kranz am First, Schnaps und Wurst gibt's für die Bauleute. Doch noch ist lange nicht alles getan. Der Scharnstein, die Dielen, die Lagen, die Fenster, die Türen, die Ofen, die Pliete, die Wasserleitung, die Treppe, alles nimmt Zeit und viel Geld. Manchmal zweifelt man, ob man es diesen Herbst noch schafft, denn auch das Vieh will seinen Stall. Doch es muß, und es wird gehen, und es ging. Zwar ist das Laub schon gefallen, da wird der letzte Ofen fertig. Noch muß alles geschauert werden, keine leichte Arbeit für die Hausfrau. Einziehen ins eigene, neue Heim — ein freudiges Tun trotz grundloser Wege, Regen und Schmutz. Das Vieh, die Pferde, die Schweine, Schafe und Hühner, alles wird herübergetrieben. Dann ist's erreicht, ein frohes, stolzes Gefühl. Der Anfang ist da. Bei straffer Arbeit wird's weitergehen auf dem Wege zum Wiederaufbau in der alten Heimat. Frisch begonnen, halb gewonnen.

H. Baron Ungern-Sternberg.

voll in die Luft geworfener Papierschnitzel — blendend weiße Möwen. Plötzlich — 20 kleine Wollknäule, die in geschlossener Masse unter uns rollen — Schafe, die erschreckt durch das Lärmen des Propellers kritiklos dahinstürmen. Ich lache laut, aber mein Lachen verhallt im Lärm. Ein winzig kleiner Hund, schwarz mit weißer Brust, so groß wie ein Fingerglied. Eilig und wichtig kommt er aus einem Fischergehöft herausgerannt, wie die kleinen Kläffer tun, wenn sie einen Wagen rollen hören und durchaus an der Straße sein müssen, bevor er vorübergefahren ist. Ganz dumm bleibt er stehen.

Neval liegt unter uns. Die schöne scharfe Kurve, die ich beim Landen an der finnländischen Küste so genoss, blieb wegen veränderter Windrichtung diesmal aus. Der Hydraplan sinkt ganz einfach hinab. Es ist wie in einem Lift, nur sehr viel verstärkter. Wir sausen eine Strecke auf dem Wasser und dann direkt auf die schräge Ebene des Landungsplatzes.

Wer nicht geflogen ist, kann sich keine Vorstellung machen von der Erhabenheit dieses Genusses! Denke ich zurück an dieses große Erleben, so kommen mir die stolzen Worte Nietzsche's in den Sinn: „Wie ein Schrei und ein Schluchzen will ich über weite Meere hinfahren... Und wie starke Winde wollen wir über ihnen leben, Nachbarn den Adlern, Nachbarn dem Schnee, Nachbarn der Sonne: also leben starke Winde.“

Tante Minni's Torheit. (8)

Baltische Erzählung von Helene von Schulmann.

So hatte denn das junge Mädchen keinerlei Abwechslung, als ihre Arbeit im Kinderkrankenhaus und war es auch zufrieden so. Schwester Bertha, die Vorsteherin der Anstalt für Bekämpfung der Tuberkulose, war eine sehr liebenswürdige Dame und weichte Senta ausführlich in die Hausordnung, sowie auch in ihre Verpflichtungen, ein und schloß, indem sie ihr freundlich die Hand auf die Schulter legte: „Vergessen Sie es nur nie, daß Sie eine Lernende sind, und nehmen Sie es nicht übel, wenn Schwester Brigitte, der Sie unterstellt sind, nicht immer sehr liebenswürdig ist. Sie ist meine Hauptstütze und sehr erfahren, was die Kranken betrifft, aber sie gibt auch mir manchmal durch ihren Charakter und auch durch die Abstumpfung gegen das Leiden Anlaß zur Unzufriedenheit. Nun gehen Sie in den großen Saal rechts, wo Sie bereits von ihr erwartet werden.“

Senta verabschiedete sich dankend und trat dann ein wenig zögernd in den hellen und hohen Raum, in den sie gewiesen worden war. An den Wänden standen die weißen Betten der Kinder, während in der Mitte Tische mit Spielzeug und Bildern aufgestellt waren. Eine große, offen stehende Tür führte

Bücherbesprechung.

Elisabeth Goerde, Flügel zur Freude, Gedichte, Georg Neuner, Berlin u. Leipzig 1925.

Ihren drei Gedichtbänden: „Viel süße Minne“ (1912), „Wir Balten“ (1916; „Nicht untergehen“ (in 2. Auflage 1918) hat Elisabeth Goerde nun einen vierten folgen lassen. Manchen der hier enthaltenen Gedichte sind wir bereits in den „Herbstflammen“ begegnet. Wir haben schon da unsere Freude gehabt an der schwermütigen Pracht dieser „Flügel“, die an Botticelli erinnern und zu „Freuden“ tragen, die hoch über dem Alltag schweben. Es ist echte Poesie — farbig, stark und von ernstem, an Orgeltöne gemahnendem Stimmungszweiz. Von diesen Gedichten, die in jedes baltische Haus gehören, stehe hier das letzte:

Wir Dichter.

Viele von uns sind Mahnende,
denen die Menge ungläubig lauscht.
Manche müssen Wegbahnende,
Führer und Leuchtende sein,
die des Herdes behaglichen Schein
Nußloser Fackel vertauscht.
Aber wir alle sind Ahnende,
mit dem Blick in dämmernde Weiten
und von der Fülle keimender Zeiten
berauscht.

Oscar Grosberg, Meschwalden, ein altlivländischer Gutshof im Kreislaufe des Jahres. Verlag G. Köppler, Riga 1926.

Dieses Buch, das ein Stück livländischer Vergangenheit vor uns lebendig werden läßt, hat, wie kein zweites, den Weg beschritten, der auch derjenige der „Herbstflammen“ ist, den Wurzeln unserer Heimatliebe, unserer starken Schollenverschriebenheit nachzuspüren und namentlich der Jugend zu zeigen, was uns dieses Land lieb und wert machen muß. Wir freuen uns, unseren Lesern eine Probe aus diesem köstlichen Buch gebracht zu haben (cf. Nr. 2) und wünschen ihm viele erfrischte und dankbare Leser.

Manfred Kyber, Tiererschutz und Kultur, Walter Seifert, Heilbronn 1925.

Der Tierfreund Kyber wirft hier den Mantel der schülernden, unterhaltssamen Fabel ab und steht als Ankläger und Richter vor uns. „Ich wende mich an euch, die ihr noch anständige deutsche Frauen sind, wie viele oder wie wenige es sein mögen, daß ihr diese schamlosen Barbareien der Küche nicht mehr duldet, daß ihr alle euch untergebenen Personen, die in der Küche zu tun haben, beaufsichtigt und belehrt und daß ihr uns und unseren Kindern den Namen einer heute aufs Äußerste gefährdeten Kultur retten helft.“ So und noch härter redet Kyber zu den Frauen, den Ärzten und Jägern. Er redet für die, die nicht reden können. „Naturanähe und Tiererschutz ist die erste Pflicht einer neuen arischen Kultur.“ Auf die Naturerzürmung, auf die Grausamkeit Tieren gegenüber glaubt Kyber die Kriege, die verworrene Geldwirtschaft, die ungerichten sozialen Verhältnisse, die vielen Krankheiten zurückführen zu müssen. Das Buch ist reich an Beispielen und Nachweisen aller Art.

Empfehlend wollen wir hinweisen auf das „Jahrbuch des Deutschtums in Lettland für 1926“, (Zont u. Poliewskij, Riga), das prachtvolles statistisches Material und wertvolle Unterhaltung bringt, auf die „Baltischen Blätter“ (Red. Roland Walter u. Bernhard Hollander, Verlag G. Köppler, Riga), die allmählich zu einem unerläßlichen Nachschlagebuch in allgemeinen kulturellen Fragen unseres baltischen Zusammenlebens werden, auf den „Baltischen Jugendkalender für 1926“ und den „Revaler Kalender für 1926“.

A. B.

Bestellungen auf die „Herbstflammen“
nimmt in
Pernau
entgegen die Buchhandlung E. Treufeldt.

auf eine sonnige, offene Galerie, wo ebenfalls Betten und Liegestühle sichtbar wurden. Da niemand sie empfing, blieb Senta stehen und sah sich um. Ihre Aufmerksamkeit wurde sogleich durch zwei Knaben gefesselt, die im Begriff waren, einen Wettlauf zu unternehmen. Der eine von ihnen war budlig, der andere hatte ein kurzes Bein. Ungeschickt taumelten sie vom Tisch bis zur Tür in den Nebenraum, aber ihre Augen glänzten vor Lust, und sie lachten so fröhlich, daß sich hier und da ein Köpfchen vom Rissen erhob, um ihnen nachzusehen. Sonst lagen die kleinen Kranken regungslos und fieberten, wie die Temperaturverzeichnisse an der Wand es wiesen, in ihren schneeweißen Betten. Um so verwunderter war Senta, als sie angeredet wurde.

„Fräulein,“ sagte ein neben der Eingangstür liegender Knabe von etwa dreizehn Jahren, der gesund und frisch aussah, „spitzen Sie doch meinen Bleistift an, — Schwester Brigitte kommt nie dazu, und ich langweile mich doch so sehr, wenn ich nicht zeichnen kann. Mein Taschenmesser liegt in der Schieblade des Bettischchens, aber selber benutzen darf ich es nicht.“

Senta tat dem hübschen Jungen gerne den Gefallen und vertiefte sich dann mit ihm in sein Skizzenbuch, das er schon halb mit talentvollen Zeichnungen angefüllt hatte.

„Denken Sie doch nur an,“ sagte der Knabe, während er die Seiten umschlug, „schon bald viel-

leicht kann ich fort von hier, mein Knie ist gesund, und mein Vater kommt dann, um mich abzuholen. Ach, wenn ich daran denke, kann ich das Glück gar nicht fassen, alle zu Hause wiederzusehen: Mutter und die kleinen Geschwister und die Hunde! Glauben Sie, daß mich die Hunde auch wiedererkennen werden, nachdem sie mich sechs Monate nicht gesehen haben?“

Mitten in dieses Geplauder ertönte ein leises Wimmern, und Senta trat an das Bett des kranken Kindes, das so müde stöhnte.

„Schwester Brigitte,“ flüsterte es, nimm doch das Thermometer fort, — ich kann nicht mehr so still liegen!“

„Du mußt aber still liegen!“ klang es aus einem anderen Bett, „Schwester Brigitte will es so — und sie ist eben auch gar nicht hier.“

„Ach, aber ich liege schon so lange still, — sie hat mich wohl vergessen!“ und das arme kleine Wesen schluchzte herzbrechend.

„Ich werde Dir etwas erzählen, dann vergeht die Zeit schneller,“ sagte Senta mitleidig, indem sie sich zu dem Kinde setzte, und begann das lustige Märchen vom Kumpelstilzchen, sodas sich hier und da wieder ein Köpfchen vom Rissen hob, und das kleine weinende Mädchen unter Tränen lächelte. Die beiden gebrechlichen Jungen, die vorhin einen Versuch zu einem Lauffpiel gemacht hatten, humpelten auch herbei, und alles lauschte atemlos. Als

Senta geendet hatte, klang es schüchtern von hier und da: „Danke sehr, das war schön!“ und ein kleiner, entseztlich abgemagerter Junge fragte fast tonlos: „Bleibst Du jetzt ganz bei uns?“

„Ich werde alle Tage ein wenig zu Euch kommen,“ erwiderte Senta, „und dann erzähle ich Euch immer etwas.“

„Danke, danke!“ erscholl es leise aus den nächsten Betten.

In dem Augenblick trat Schwester Brigitte ein.

Sie war eine stattliche Erscheinung mit scharf ausgeprägten Gesichtszügen und schwarzen Augen, der die dunkelblaue Tracht mit der weißen Haube und Schürze gut stand. Sie schüttelte Senta kräftig die Hand und sagte mit ruhiger, klarer Stimme: „Sie haben mich wohl erwartet! Verzeihen Sie, ich bin sehr beschäftigt und kann nicht immer auf die Minute da sein. — Wenn Sie gleich als Gehülfin eintreten wollen, bitte ich Sie, auf die Galerie hinauszutreten und Schwester Anna behilflich zu sein, die Kranken in das Haus zu bringen. — Es wird bald kühl!“

Während nun Schwester Brigitte von Bett zu Bett ging, um die Temperatur zu messen, verfügte sich Senta auf den schmalen, langen, überdachten Balkon, der fast die ganze Länge des Hauses einnahm, und auf den eine Anzahl Türen mündeten. Von dort sah man in die herbstbunten Bäume des Stadtparkes und auf gepflegte Wege hinab, die von Spaziergängern wimmelten. Über dem freundlichen Bilde lag eine warme Nachmittagssonne, die hier am Hause fast zu heiß zu nennen war. — Auf der Galerie standen ebenfalls Betten, meist aber Liegestühle, in denen die kleinen Patienten lehnten, und ein paar kleine Tische für die Genesenden oder weniger franken Kinder. Senta war eben über die Schwelle getreten, als ihr schon ein süßer, kleiner Bube mit offenen Augen entgegenlief.

„Guten Tag, Tante,“ rief er zutraulich, „sieh' ich habe einen Ball bekommen, willst Du mit uns spielen?“

„Ludi,“ rief ein junges, sehr sympathisches Mädchen, „Ludi, komm zurück, alle Tanten können doch nicht mit Dir spielen!“

„Aber ich werde es gerne tun,“ unterbrach Senta, „denn dazu bin ich ja gekommen, um Ihnen hier zu helfen, Schwester Anna, aber Schwester Brigitte wünscht, daß die Kinder hereingebracht werden!“

Die jungen Mädchen begrüßten sich und begannen nun gemeinschaftlich, die Kinder im großen Saal zu placieren, bis auf die kleine Gerda, die in einem Kollbettchen lag und in einem anderen Raum untergebracht werden sollte.

„Sie kann nicht leben,“ flüsterte Schwester Anna, „schon seit Monaten erwartet man ihr Ende, aber

sie lebt doch, wie sie sehen, die arme Kleine, und ist immer in Sorgen, daß sie durch ihre Krankheit so weit hinter ihren Klassenkameradinnen zurückbleiben muß.“

Senta näherte sich dem Bett und erschrak fast vor den übergroßen, blauen Augen, die mit einem überirdischen Ausdruck auf ihr ruhten. Eine bleiche, abgemagerte, kleine Hand streckte sich ihr zur Begrüßung entgegen und wies dann auf ein Schulheft, das aufgeschlagen auf dem Bette lag, und auf dessen Seiten einige mit Bleifeder zittrig hingemalte Buchstaben standen.

„Sehen Sie,“ sagte eine müde Stimme mit Anstrengung, „das habe ich heute geschrieben. Schwester Anna sagt, es ist gut.“

„Ja, mein Herzchen,“ sagte diese, „nun sind wir alle müde vom heutigen Tage und gehen bald zur Ruhe!“

Das Kind seufzte und ließ sich in den Saal und darauf in einen anderen Raum fahren, von dem Schwester Anna sagte, er beherberge nur die ganz Aufgegebenen. Senta blieb noch eine Weile an dieser Stätte des Kinderelends und ging dann mit dem Versprechen, täglich auf mehrere Stunden zur Aus- hülfe wieder zu kommen.

Als sie heimkehrte, fand sie Frau von Stern am Kaffeetisch sitzend, wo auch für sie ein Platz gedeckt war, und mußte nun von dem erzählen, was sie gesehen und gehört hatte.

„O Gott, o Gott, das menschliche Elend!“ seufzte die alte Frau, „die armen Kinder, die ein Leben des Siechtums vor sich haben, und die armen Eltern, die es sehen müssen, ohne helfen zu können! Ach, und wenn man auch seine Kinder erzogen hat und sie leidlich gesund geblieben sind, dann muß man sie in die weite Welt schicken und sieht sie nie wieder, was eben so gut ist, als wären sie tot! Und nun die Kinder, die keine Eltern mehr haben, wie Sie! Welch ein Elend, wenn solche in der Welt herumgestoßen werden, überall im Wege, ungeliebt, sich selbst überlassen und einsam! O Gott, o Gott, es ist schrecklich daran zu denken!“

Senta aß schweigend, während ihr die Tränen in die Augen traten, obgleich sie sich sagen mußte: „Das ist nicht mein Loos! Ich habe ja eine Heimat, ich kann nur dort nicht bleiben, weil Mama dort vergessen wird, und ich es nicht ertragen kann, meine Geschwister von Tag zu Tag fröhlicher zu sehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: A. Behring.
Fellin, Kleine Straße 11.
Herausgeber: Verlag des „Revaler Boten“, Reval, Raderstr. 10/12.

Bestellungen auf die „Herdfammen“ nehmen entgegen: in Reval: die Geschäftsstelle des Revaler Boten, Raderstraße 12, von 9—5 Uhr, und die Buchhandlung Ferd. Wassermann, Langstraße; in Dorpat: die Buchhandlungen J. G. Krüger und K. Meißner; in Pernau: die Buchhandlung Emil Trenfeldt; in Fellin und Umgegend: S. Erdmann, Deutsche Schule, Kleine Str. 11; in Arensburg die Kanzlei des Deutschen Gymnasiums werktäglich von 10—1 Uhr vorm., die Buchhandlung Wally Sohn und die Deutsche Bäckerei; in Lettland: der Verlag von Joud & Poliewsky, Riga.